

GEORG M. OSWALD

Alles, was zählt

Roman

PIPER

5.

Es wäre gelogen zu behaupten, zwischen Rumenich und mir gebe es keine Spannungen. Und es wäre auch gelogen zu behaupten, es mache mir nichts aus, daß Rumenich eine Frau ist. Und was für eine. Die Führungsebene in der Bank ist in der Mehrzahl von reaktionären Traditionalisten besetzt, die äußerst ungern leitende Positionen an Frauen vergeben, auch wenn sie keine Gelegenheit auslassen, mit großem Pathos das Gegenteil zu beteuern. Frauen, die sich dennoch durchsetzen wollen, müssen deshalb um einiges aggressiver sein als ihre männlichen Kollegen. Als Rumenich die Abteilung Abwicklung und Verwertung vor einem halben Jahr übernahm, war ich gewarnt.

Sie sieht wirklich außergewöhnlich gut aus, sehr feines, aber scharfkantiges Gesicht, das eine gewisse weibliche Härte ausstrahlt, wenn man das so sagen kann. Sie lacht viel, die kleinen Fältchen in den Augenwinkeln verraten es. Ihr Lachen beginnt in höchster Tonlage und klingt ganz frei, dann verdunkelt es sich zusehends und wird schneidend, schließlich richtet es sich gegen ihren Gesprächspartner wie die Spitze eines Stiletts.

Ihr erstes halbes Jahr hat sie vorwiegend damit verbracht, Leute aus der Abteilung zu entfernen, deren Gegenwart sie für ineffizient hielt. Sie begründet viele ihrer Entscheidungen damit, dieses oder jenes sei »effizient« oder »ineffizient«. Mich hat sie bisher in Ruhe gelassen. Einmal, ziemlich am Anfang, hat sie mich vor anderen Kollegen gelobt und gesagt, ich könne meine Arbeit so weitermachen wie bisher. Einige Wochen später sagte sie – wieder vor Kollegen –, sie erwarte mehr Selbständigkeit, insbesondere von den Herren in der zweiten Führungsebene, wobei sie mich ansah. Seitdem

bin ich sicher, daß sie mich im Visier hat. Sie greift nicht an, sie beobachtet nur. Das reizt mich, denn ich *fühle* mich beobachtet, ich denke zuviel über mögliche Fehler nach, die mir unterlaufen könnten, und sofort unterlaufen mir welche. Sie merkt das und sagt nichts. Vermutlich führt sie ein Protokoll, mit dem sie mich zu gegebener Zeit konfrontieren wird. Ich habe mir schon öfters überlegt, sie einmal offen darauf anzusprechen. Aber wenn sie wirklich vorhat, mich abzuschießen, würde ich ihr damit einen allzu großen Gefallen tun. Ich nehme ihr das übel. Sie quält mich ein bißchen, aber so geschickt, daß ich ihr nichts nachweisen kann. Deshalb wurde ich sofort unangenehm nervös, als sie mich wegen der Kosiek-Sache ansprach. Ich bemühe mich, diesen atmosphärischen Dingen, die sich im Ungefähren abspielen, sowenig Bedeutung wie möglich einzuräumen. Was ist schließlich schon vorgefallen bisher?

Endlich kommt ihr Anruf. Natürlich hat sie nicht einfach zum Hörer gegriffen und meine Nummer gewählt. Ihre Sekretärin hat meine Sekretärin angerufen und ihr gesagt, Rumenich wolle mich sprechen, woraufhin meine Sekretärin mich mit ihrer Sekretärin verbunden hat, die mich in herablassendem Ton hat wissen lassen: »Einen Augenblick. Frau Rumenich will Sie sprechen«, um mich dann auf die Warteschleife zu schalten. Minutenlang lausche ich einer abscheulichen Einspielung von Vivaldis »Vier Jahreszeiten«, bis sie sich meldet, mit einem kurzen, hochfahrenden »Ja!«, als hätte ich sie gerade aus einer Arbeit gerissen, die weit wichtiger ist, als es mein Anliegen je sein könnte.

»Thomas Schwarz hier. Sie haben mich angerufen ...«

»Ach ja, wegen der Kosiek-Sache ...«

»Ja ...?«

»Finden Sie nicht, es wäre an der Zeit, einmal darüber zu reden? Das müßte doch in Ihrem Interesse sein. Ist doch Ihr Verantwortungsbereich.«

Das sehe ich ganz anders, aber ich widerspreche nicht. Ich will sie nicht aufregen. Ich sage:

»Ja, selbstverständlich.«

Sie nennt mir einen Termin, zu dem ich mich »mit meinen Unterlagen« in ihrem Büro einfinden soll.

Worum es geht, bei der Kosiek-Sache? Gute Frage. Kann niemand so richtig beantworten. Ich erscheine pünktlich zum Termin.

»Es handelt sich um eine äußerst komplexe Angelegenheit«, sagt Rumenich und bietet mir einen Stuhl an, der circa dreißig Zentimeter niedriger ist als ihrer. Wie ein Kind recke ich das Kinn über die Kante ihres Schreibtischs.

»Finden Sie das nicht lächerlich?« frage ich sie.

»Die Kosiek-Sache?« fragt sie mit hochgezogenen Brauen.

»Den Stuhl.«

»Nein, aber Sie finden rechts unter der Sitzfläche einen Hebel, mit dem Sie eine Hydraulik in Bewegung setzen können, falls Sie das möchten«, sagt sie in völlig neutralem Ton, um mir bewußtzumachen, daß sie es komplett lächerlich fände, die Situation wie auch immer symbolisch zu interpretieren.

Begleitet von einem leisen Zischlaut, fahre ich etwa zwanzig Zentimeter höher.

»Können wir jetzt?«

Rumenich deutet auf einen Stapel Akten neben sich.

»Alles Kosiek.«

Ich weiß das. Ich weiß auch, daß dieser Stapel nur einen Bruchteil aller Kosiek-Akten darstellt. Ich antworte: »Mmh.«

Rumenich dringt in mich: »Herr *Schwarz*, Sie *bearbeiten* doch die Angelegenheit. Wie schätzen Sie sie ein?«

Sie geht ziemlich hart ran. Die Kosiek-Sache hat ein paar Facetten zuviel, als daß man sie in ein paar Sätzen beurteilen könnte – und Rumenich weiß das sehr gut. Außerdem: Jeder in unserer Abteilung ist irgendwie für die Kosiek-Sache zuständig. Schon als ich vor vier Jahren hier anfang, hat es sie gegeben, und auch ältere Kollegen, die zehn oder sogar zwanzig Jahre hier

sind, kennen sie nicht von Beginn an. Auch sie waren immer nur mit Teilbereichen davon betraut. Keiner hat wirklich den Überblick, schon gar nicht Rumenich, die manchmal in Panik gerät, wie möglicherweise heute wieder, und dann wünscht, daß einer kommt und die ganze Sache mit einem einzigen genialen Handstreich löst. Aber es kann leider keinen genialen Handstreich geben, dafür ist alles viel zu kompliziert. Soweit ich weiß, war Kosiek ein Baulöwe, der in den fünfziger Jahren ein Immobilienimperium aus unzähligen Gesellschaften, die unzählige Immobilien hielten, errichtet hatte, und zwar ausschließlich mit Krediten unserer Bank. Das Volumen der gesamten Unternehmung betrug weit über eine Milliarde. Irgendwann, in einer Hochzinsphase, riß seine ohnehin immer ziemlich dünne Kapitaldecke, und die Bank wollte nicht mehr mitspielen. Sie stieg aus. Es gab Anträge auf Zwangsversteigerungen, Konkurse, Zwangsvergleiche. Einige Verfahren dauern mittlerweile über zwanzig Jahre. Niemand weiß, wieviel Geld die Bank bei der Geschichte insgesamt verloren hat. Nun wäre – einmal den schlimmsten Fall unterstellt – selbst der Verlust einer Milliarde nicht wirklich bedeutend für die Bank. Die uneinbringlichen Kredite sind als endgültige Verluste längst steuermindernd abgeschrieben. Aber das ist natürlich kein Argument, das man ernsthaft anführen könnte. Defätisten haben auch in einer Bank nichts zu erwarten. Es geht darum, zu retten was zu retten ist. Im übrigen empfiehlt sich der Mitarbeiter mit Führungsanspruch gerade durch die disziplinierte Erfüllung besonders unsinniger Aufgaben. Wenn Sie glauben, ich wolle ironisch sein, täuschen Sie sich. Es ist gut möglich – sogar wahrscheinlich –, daß einem Mitarbeiter, der mit der Kosiek-Sache befaßt ist und der einen Fehler macht, plötzlich vorgeworfen wird, er allein habe die ganze fehlende Milliarde zu verantworten. Und was dann passiert, können Sie sich vorstellen – oder vielleicht auch nicht.

Junge Mitarbeiter hören von der Kosiek-Sache und sind sofort ganz scharf drauf, weil sie sich profilieren wollen. Aber sie sehen bald ein, daß man sich

damit keine Sporen verdienen kann. Auch Rumenich will sich hervortun, sie will in einem Jahr vom Tisch bekommen, was ihr Vorgänger fünfzehn Jahre vor sich hergeschoben hat, denn sie will sich bei der Geschäftsleitung beliebt machen. Aber jeder in der Abteilung weiß, daß es nur Unglück bringt, an der Kosiek-Sache herumzudoktern. Sie sagen, solange man nicht in der Scheiße rührt, stinkt sie nicht. Und sie haben recht.

»Sicher ist hier schon vor unser beider Zeit einiges versäumt worden.«

Ich versuche es mit einem verbindlichen Lächeln, aber sie geht nicht darauf ein.

»Ich sehe ganz offen gestanden nicht, daß ich die alleinige Verantwortung dafür trage ...« Rumenich sieht mich bohrend an und schweigt. Eine Weile kann ich ihren Blick erwidern, dann muß ich zu Boden schauen. Solange wartet sie ab, erst dann fährt sie fort:

»Ich verlasse mich auf Sie, Herr Schwarz.«

Auf dem Weg zurück zu meinem Schreibtisch ist mir elend zumute. Warum ausgerechnet ich? frage ich mich. Die Antworten, die ich finde, sind alles andere als beruhigend. Geht es ab jetzt darum, meinen Job zu retten? Eigentlich wollte ich in diesem Jahr Leiter der Abteilung Abwicklung und Verwertung werden. Dann haben sie mir Rumenich vor die Nase gesetzt. Ursprünglich hieß es, nur für drei Monate. Die Zeit ist längst abgelaufen, und von einer Interimslösung ist nicht mehr die Rede. Natürlich hat mir keiner je zugesagt, daß ich befördert würde. Aber wenn man stellvertretender Abteilungsleiter ist, ist es doch nur logisch, daß man irgendwann Abteilungsleiter wird, oder? Ich muß dringend sehen, was ich in der Kosiek-Sache tun kann.